

Carola Frentzen

**Dreh dich zur Sonne
und lass den Schatten hinter dir**

Erinnerungen an Ostafrika

Sachbuch



*Für Afrika, die Unverstandene,
und für Mercy, die Seelenverwandte*

Schön ist eigentlich alles, was man mit Liebe betrachtet. Je mehr jemand die Welt liebt, desto schöner wird er sie finden.

Christian Morgenstern

Den einzigen Menschen, den ich wirklich beneide, ist derjenige, der noch niemals in Afrika gewesen ist – denn er hat noch so viel, worauf er sich freuen kann.

Richard Mullin

1. Das afrikanische Puzzle

Frühmorgens sitze ich auf den Stufen vor dem Haus und blicke in den tropischen Garten, auf Palmen und den *Flame Tree* mit seinen gigantischen roten Blüten, der für ein paar Wochen im Jahr in einer Pracht explodiert, als sei er einem Südsee-Gemälde von Paul Gauguin entsprungen. Die Kaffeetasse in der Hand wandert mein Blick zum Himmel, wo Schwarzmilane kreisen und kleine weiße Wölkchen träge am Firmament hängen, als wappneten sie sich in größtmöglicher Reglosigkeit für die bevorstehende Mittagshitze. Dort, irgendwo hinter dem grauen Metalltor, spielt schon das Leben auf den Straßen von Addis Abeba. Aber hier auf den Stufen ist es noch still. Die Ruhe vor dem Sturm, denn ich habe keine Ahnung, was heute passieren wird, welche Menschen ich treffen werde, welche Erfahrungen auf mich warten.

Mein Morgenritual. Maggie genießt es auch. Sie lehnt sich vertraut an mein Bein, lässt sich das Fell kraulen und schaut in die gleiche Richtung. Maggie ist ein äthiopischer Straßemischling, als Welpen fast von Kindern gesteinigt. Ein Taxifahrer hat sie gerettet. Irgendwie hat sie zwei Jahre später den Weg zu mir gefunden. Oder ich zu ihr, je nachdem, wie man es nimmt. Am Abend wiederholen wir den Ritus unter den funkelnden afrikanischen Sternen. Oder unter den tief hängenden Regenwolken, die alljährlich fünf Monate lang die Sonne verdunkeln und schwere Tropfen lautstark auf das rostrote Wellblechdach prasseln lassen, das Land zu neuem Leben erweckend. So schön kann es sein, die Nacht zu beginnen. Was dazwischenlag, der Vormittag, der Mittag, der Nachmittag, hat mich meist etwas Neues gelehrt, zumindest erstaunt, jedenfalls bereichert.

Ich war mit einer Mission nach Afrika gekommen: Endlich sollte die Wahrheit ans Licht. Als Korrespondentin für eine große Nachrichtenagentur verteilte sich mein Zuständigkeitsbereich auf mehr als ein Dutzend Staaten. Über die innersten Zusammenhänge des komplizierten Kontinents wollte ich schreiben, seinen Aufbruch in Worte fassen, bezeugen, wie er die Zukunft in Angriff nimmt und den Lesern in Deutschland vermitteln, dass das festgefahrene, immer gleiche Bild von Afrika nur ein veraltetes Klischee ist. Afrika als »*last frontier*«, ein ungezählter Ort, der der Zukunft im Zeitraffer entgegenstrebt, auf Erneuerung gepolt, während seine Urgewalten und uralten Kulturen ein ewiges Existenzrecht anmelden. Besungen von weltbekannten Musikern wie Angélique Kidjo und Salif Keïta, beschrieben von Schriftstellern wie Ngũgĩ wa Thiong'o oder Nuruddin Farah, die seit Jahren als Anwärter auf den Nobelpreis gehandelt werden. Gefeierte für seine pulsierende Mode- und Filmszene und ein – zumindest in einigen Staaten – imposantes Wirtschaftswachstum. Bald sollte ich lernen: Mein

Vorhaben war von vornherein zum Scheitern verurteilt. Eine afrikanische »*Mission Impossible*«.

Denn einerseits hat sich das Klischee vom armen, hoffnungslosen Kontinent wie ein Krake über den Westen gelegt, und er weigert sich, seinen Griff zu lockern. Andererseits beweist Afrika immer wieder, dass eben dieses Klischee viele Funken Wahrheit beinhaltet, wird es doch durch immer neue religiös oder ethnisch motivierte Bürgerkriege genährt, durch Hungersnöte, blutrünstige Rebellengruppen, brutale Islamistenmilizen und korrupte Langzeitpräsidenten. Wie eine gemästete Gans, die immer dann Nachschub erhält, wenn sie gerade glaubte, die grässliche Völlerei habe endlich ein Ende.

Von Äthiopien und Somalia über Uganda, Kenia, Tansania, Eritrea, Dschibuti, Ruanda und Burundi bis zum unabhängig gewordenen Südsudan und dem Sudan unter der Herrschaft des wegen Völkermordes gesuchten Despoten Omar al-Baschir reichte das Gebiet, über das ich schrieb. Ich forschte in der mysteriösen Stadt Axum im äthiopischen Hochland nach der Bundeslade, besuchte die Quellen des Nil, übernachtete auf einer Schimpanseninsel im Viktoriasee, begleitete ein Filmteam ins Omo-Tal zu den Mursi, wo die Frauen Lippenteller tragen und die Männer ausgediente Kriegsgewehre. In Kigali atmete ich den Geruch des Todes, traf Überlebende des Völkermordes und einen deutschen Arzt, der sein Leben den Waisen dieses unfassbaren Genozids gewidmet hat. Ich lernte, wie eine zerrissene Nation das Vergeben lernen kann, oder auch nicht – so wie im Norden Ugandas, der ehemaligen Hochburg von Joseph Konys berüchtigter »*Lord's Resistance Army*«. Ich durchstreifte mit halb zahmen Löwen die Savanne Simbabwe und besuchte 100 Jahre alte Gräber deutscher Soldaten in Tansania. Im Olduvai Gorge, der berühmten Schlucht im Norden Tansanias, die als Wiege der Menschheit gilt, lief ich über Millionen Jahre alte Knochen und Steine, verneigte mich am Ngorongoro-Krater vor dem Grab von Prof. Grzimek und durchkreuzte Burundi in einem klapprigen Kleinbus voller duftender Ananas. Fühle mich reich, ungemein bereichert, weil ich all dies erleben durfte. Manchmal bekam ich auch den Auftrag, in Westafrika zu recherchieren, etwa als eine Dürre über die Sahelzone hereinbrach oder als scharenweise Menschen aus Mali vor Dschihadisten davonliefen. Traf aber auch die schönen Peul in Niger, Dorfchefs mit Smartphone und Kinder mit Schmucknarben.

Africa is a country, so lautet der kuriose Name einer südafrikanischen Webseite. Eine ironische Spitze auf die weitverbreitete Unart, verallgemeinernd über *Afrika* zu reden, als gehe es dabei um ein Land und nicht um einen Kontinent mit 54 Staaten, unzähligen Kulturen und 2000 verschiedenen Sprachen. Die Verfasser geben denn auch nicht nur Einblick in die vielschichtigen Aspekte des Kontinents, sondern üben auch Kritik an den Medien und ihrer Afri-

ka-Berichterstattung. Die trägt nämlich nur selten dazu bei, die Fülle und Vielfalt dieses faszinierenden Erdteils darzustellen und presst ihn stattdessen in eine lang überholte Schablone, die teils noch der Kolonialzeit entstammt und teils von der äthiopischen Hungersnot in den 1980er-Jahren genährt wird. Wer sich auf solcherlei einseitige Abhandlungen verlässt, der muss notgedrungen den Eindruck bekommen, Benin und Botswana, Niger und Namibia oder Mali und Mosambik seien das Gleiche, nicht mehr als inhaltslose Namen, als seelenlose Dubletten. Ich habe Menschen getroffen, die mich fragten, ob ich »Afrikanisch« sprechen könne, und ein Jugendlicher aus Hannover wollte von mir wissen, ob ich den Präsidenten von Afrika schon einmal persönlich getroffen habe und was das für ein Mann sei. Als die Ebola-Epidemie in Guinea ausbrach und sich in die Nachbarländer Sierra Leone und Liberia ausbreitete, fragten mich Freunde besorgt, ob ich mich denn gesund fühle und in Äthiopien keine Angst habe, mich mit dem Virus anzustecken. Dabei trennen Addis Abeba und Guinea mehr als 5400 Kilometer – da hätten sich die Spanier mehr Sorgen machen müssen, waren sie der Seuche doch 2000 Kilometer näher.

Soll man den Leuten daraus einen Vorwurf machen? Oder lachen? Die zynische Wahrheit ist, dass Afrika auf der inneren Landkarte der Menschen im Westen ein dunkler Fleck ist, eine riesige Landmasse, in der die Grenzen verschwimmen. Der Al-Jazeera-Journalist Mehdi Hasan hat das 2015 in einem spöttischen Videoclip so formuliert: »Sprechen Sie Afrikanisch? Nein? Die eine Milliarde Menschen auf dem Kontinent auch nicht.« Dann folgt ein Ausschnitt aus einer Rede von Barack Obamas Vize Joe Biden, immerhin ein Demokrat und damit an sich schon mal weltgewandter als seine republikanischen Kollegen, wie man glauben sollte. »Es gibt keinen Grund, warum die Nation Afrika nicht in die Ränge der wohlhabendsten Nationen der Welt aufsteigen sollte«, sagt Biden. Wenn sich selbst die Spitzenpolitiker des Planeten zu solchen Fauxpas hinreißen lassen, kann man da den Rest der Menschheit schelten?

Fragt man Leute auf der Straße nach Afrika, kommen vielen Bilder von Tieren in den Sinn, von Löwen, die die Savanne durchstreifen und einer Elefantenherde am Wasserloch. Dahinter eine Schirmakazie und ein glutroter Sonnenuntergang am weiten Himmel. Andere sprechen von sterbenden Kindern, die vor einer Lehmhütte hocken und Fliegen im Mund haben, ein Klischee, das seit Jahrzehnten heruntergerasselt wird wie ein Mantra. Afrika eben. Viele meiner Freunde aus Kenia und Namibia und Äthiopien macht das wütend, aber sie schmunzeln auch über dieses westliche Allgemeinbild.

54 Länder also. Jedes mit einer eigenen Geschichte und mit einer eigenen Kultur, mit zahlreichen lokalen Sprachen und ganz individuellen Bräuchen. Und jedes mit einer ganz persönlichen Gegenwart und Zukunft. Manche Staaten sind von Dürren und Konflikten zerrissen,

andere erleben Wirtschaftswunder und Bauboom, wieder andere existieren irgendwo zwischen den Extremen, erleben gleichzeitig Elend und Aufschwung. Aber auch da, wo kaum eine Pflanze wächst und der Großteil der Leute nie eine Schule besuchen durfte, kann sich Armut noch in Schönheit verwandeln und scheinbare Hoffnungslosigkeit in ein fröhliches Lachen. Jetzt werden die Ersten schon aufstöhnen. »Wie kann Armut schön sein?«, werden sie fragen. Wie kann jemand, der behütet in Deutschland aufgewachsen ist, und nicht in einer Lehmhütte, sich überhaupt anmaßen, Armut zu beurteilen? Berechtigte Frage.

Gerade weil die Welt zweigeteilt ist und Politiker als einzige Lösung die Abschottung vom vermeintlich Fremden und die Einrichtung von Sammellagern für Asylsuchende anbieten – ist nicht die Zeit gekommen, Menschen wieder als Individuen wahrzunehmen, jeder mit seinem eigenen Schicksal und seinem eigenen Weg? Ihnen zuzuhören? Sie zu besuchen, ihre Lebensumstände kennenzulernen, uns in sie hineinzusetzen, und sei es nur für wenige Minuten? Der totalen Entmenschlichung etwas zutiefst Menschliches entgegenzusetzen, nämlich Neugier und Interesse? Und so Allgemeinbilder auszumerzen, die so überholt sind wie die Musik-kassette und das Telefon mit Wählscheibe? Denn eins habe ich in Afrika lernen dürfen: Reichtum hat mit Geld ebenso wenig zu tun wie Schönheit mit Perfektion.

Die Erde geht durch unser Zutun jeden Tag ein Stück weit mehr zugrunde, steht ganz nah am Abgrund und wartet vielleicht nur auf den richtigen Moment, um den Großteil der rund sieben Milliarden menschlicher Lebewesen auszuradieren, die sie Tag für Tag wie außer Kontrolle geratene Dinosaurier zermalmen. Der afrikanische Kontinent ist wohl der größte Leidtragende dieser Zerstörungswut, die die Industrienationen ohne Rücksicht auf Verluste vorantreiben. Ich will nichts beschönigen, auch in Afrika werfen die Leute ihren Müll auf die Straße und pusten in Metropolen wie Nairobi und Daressalam mit ihren maroden Altwagen riesige Mengen Kohlendioxid in die Luft. Dennoch, die bei Weitem größten Klimasünder sind China, die USA und auch die EU – die Staaten Afrikas kommen in den Statistiken so gut wie gar nicht vor. Gleichzeitig krankt kaum eine Region der Welt mehr an der Erderwärmung und den daraus resultierenden Fehlernten und ausgedörrten Böden.

Aber noch ist die Erde dazu fähig, uns Wunder zu präsentieren. Sie ist geradezu nachsichtig, ja versöhnlich. Steht trotz aller Rückschläge und Hiobsbotschaften wieder auf und lässt noch da etwas wachsen, wo wir den Tod gesät haben. So ist das auch bei den Menschen. Auch an den entlegensten, elendsten Winkeln finden sich solche, die wieder aufgestanden und an der Herausforderung gewachsen sind. »Dreh dich zur Sonne und lass den Schatten hinter dir«, heißt ein äthiopisches Sprichwort. Ein Appell an den Mut und die Willenskraft, eine Mah-

nung, niemals zu vergessen, bewusst das Licht zu suchen, nach vorne zu schauen und nicht in der Vergangenheit zu verweilen.

Hinter all der Ungerechtigkeit, dieser unerträglichen Diskrepanz zwischen einem Hightech-Leben, in dem das höchste Gut das neueste Smartphone ist, und dem Leben derjenigen, die täglich nach einem Schluck sauberen Wassers suchen, kann man vielleicht die Zusammenhänge verweben, wenn man hinschaut und den Kontakt mit dem vermeintlich Fremden sucht. Aber dafür müssen wir hinausgehen in die Welt. Wir können tausendmal ein preisgekröntes Foto betrachten, auf dem ein Geier vor einem sterbenden Baby hockt, wir können hundertmal in den Abendnachrichten Bilder von Krieg, Bombenhagel, verhungerten Kindern und fliehenden Menschen ansehen, die alles, was ihnen geblieben ist, in einem löchrigen Jutesack auf dem Rücken tragen oder mit einem Gummiboot im Mittelmeer gekentert sind. Afrika wird aus der Ferne immer dieses seltsame, kaputte Gebilde bleiben, verloren und trostlos. Die Realität ist eine andere. Sie ist bunt, vielschichtig und aufschlussreich.

Als Ostafrika-Korrespondentin habe ich versucht, die Region, für die ich zuständig war, so darzustellen, wie ich sie erlebt habe. Ob ich immer die Wahrheit erspürt habe, sei dahingestellt. Zu groß ist die Kluft, die notgedrungen zwischen mir und einer hungrigen Frau klafft, die neugeborene Zwillinge im Arm hält, die gerade einmal eineinhalb Kilo wiegen. Und die trotzdem lächelt.

Dieses Buch soll die erreichen, die Afrika nicht vorverurteilen, die offen sind für diesen so fremd anmutenden Kontinent. Es erzählt von wahren Begebenheiten und Begegnungen. Und vielleicht können diese dazu beitragen, bei manchen ein paar Klischees in den Wind zu streuen. Jedenfalls mögen sie als Anstoß für all jene dienen, die ihre Fantasie als Gedankenreisende benutzen, wenn das Geld oder der Mut für Afrika nicht reichen.

Als Journalistin habe ich das große Glück, Orte besuchen zu dürfen, die anderen nicht zugänglich sind, und Menschen nahezukommen, die sonst für immer Fremde geblieben wären. Es ist meist ein Privileg, aber manchmal auch ein Fluch. Weil auch Reporter erst einmal mit dem Erlebten fertigwerden müssen. Weil sie sich auf eine Sinnsuche machen müssen, um über das Weltgeschehen schreiben zu können.

Was ist also dran am Klischee? Wird sich auf dem schwarzen Kontinent wirklich nie etwas ändern? Wahrscheinlich gibt es auf diese Frage keine eindeutige Antwort. Afrika ist Yin und Yang. In der chinesischen Philosophie stehen die Begriffe für »polar einander entgegengesetzte und dennoch aufeinander bezogene Kräfte oder Prinzipien«. Armut und Reichtum, Grauen und Schönheit, Krieg und Frieden, Historie und Zukunft, Licht und Schatten – all dies gehört zu einem großen Ganzen und existiert nebeneinander und miteinander. Von außen be-

trachtet macht es keinen Sinn, ist wie ein Puzzle, dessen Teile einfach nicht zusammenpassen wollen, so sehr wir uns auch bemühen, ein Bild daraus zu formen. Gleichzeitig existiert das Puzzle aber bereits als Ganzes, auch wenn das Bild, das es darstellt, auf uns Außenstehende wie abstrakte Kunst wirkt, zwar farbenprächtig, aber unverständlich, zwar faszinierend, aber verstörend, ohne bekannte, althergebrachte Formen und Profile. Ich bin überzeugt, dass es letztlich gerade die Widersprüche sind, die den Reiz Afrikas ausmachen.